

Die Farben der Trauer.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Wie sich die Zeiten ändern — und wir mit ihnen! Vor zwei Jahren um diese Zeit, als die Nachrichten von unseren ersten großen Siegen, und danach auch von unseren schweren Verlusten zu uns gelangt waren, wurden überall Stimmen laut, wir sollten alles tun, uns das farbenfrohe Straßenbild und die Heiterkeit des Lebens zu erhalten und sie nicht allzu sehr durch düstere, dunkle Trauerkleider dämpfen. Die dunkle, freudlose Farbe war ja damals plötzlich „Mode“ geworden, und dagegen wandten sich nun besonnen, ruhige, ernste Leute. Im Frühjahr darauf gelang es wirklich, diesen allzu schweren Grundton wieder abzuhellen. Da wurde — Schwarz-Weiß Mode! Und heute — fragt kein Mensch mehr nach allen diesen nebensächlichen Dingen. Denn die Trauer ist inzwischen allgemein geworden. Jetzt trauert das ganze Volk; aber was wir als äußeres Zeichen unserer Trauer anlegen, ist gleichgültig geworden. . . .

Ob sich der einzelne Mensch in dieser jetzigen Zeit schwarz kleidet oder nicht, es kommt wirklich wenig darauf an. Alles das ist im letzten Grunde persönlichen und somit verschiedenen Stimmungen und Gefühlen unterworfen, und es erscheint daher heute fast müßig, der Frage nachzugehen, welches denn nun eigentlich wirklich und ursprünglich die Trauerfarbe sei. Andererseits läßt aber eine eingehendere Beschäftigung mit diesen Dingen erkennen, daß die verschiedenen Völker zu verschiedenen Zeiten schon in allen möglichen Farben getrauert haben, und daß gibt somit ebenfalls denen recht, die mahnen, auf solche Fragen kein allzu großes Gewicht zu legen. Einige behaupten, zum Beispiel schwarz sei die eigentliche, ursprüngliche Trauerfarbe, andere: weiß, aber für beides lassen sich gleich gewichtige Gründe anführen. Mehr als einmal spricht der alte Homer vom schwarzen Tode. Die Römer sprachen von einer schwarzen Tür, die zur Unterwelt führt, und von einem dies ater (schwarzer Tag), von einer hora atra (schwarze Stunde); das ist ihr Todestag und ihre Todesstunde. Ebenso war bei einigen germanischen Stämmen, die im Dunkel und düstern das Reich des Unglücks und der leidbringenden Gottheiten sahen, Schwarz die Farbe der Trauer; daher hielten sich die Witwen der Franken zur Merowingerzeit für ihr ganzes Leben in schwarze Gewänder. Aber andererseits bedeutet doch das Wort Witwe nichts anderes als witwo (Wittis, weiße Frau, Wittfrau), und sagt uns, daß ältester deutscher Sitte und Anschauung gemäß die Wittis nach dem Ableben ihres Mannes in weißen Kleidern ging. Wenn also in alten Sagen und Geschichten davon die Rede ist, in dem oder in jenem Schlosse werde man bald einmal wieder die „weiße Frau“ zu sehen bekommen, will das nichts anderes besagen, als daß das Ende des Schloßherrn nahe ist; seine Frau wird also bald die Wittwenkleider tragen; mit irgendwelchem Spul hat das ganz und gar nichts zu tun.

Begreiflicherweise findet die Ansicht, daß Weiß die natürliche Trauerfarbe sei, eine starke Stütze in der freien Natur, wo wir ja, wenn die winterliche Schneedecke sich über Felder und Wiesen breitet, oft von einem „Wahrzeichen“, in das die Erde gehüllt ist, reden. Auch sprechen unsere Dichter wohl vom „bleichen Tod“, und aus allen diesen Umständen ist es begreiflich, daß Freia, die Hauptgöttin unserer Vorfahren, in ihrer Eigenschaft als Totengöttin in ein weißes Kleid gekleidet war. Eine symbolische Erinnerung daran hat sich insofern bis jetzt erhalten, daß wir heute noch unsern Toten zumest weiße Blüten in die Hände geben und Kränze mit weißen Blumen auf Gräber legen; andererseits werden weiße Rosen vielfach als Unglücksblumen, weiße Lichtnelken als Totenblumen bezeichnet.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man bei uns allgemein weiß getrauert, und die Herrnhuter Brüdergemeinde tut das jetzt noch. Es gab aber auch früher schon Zeiten, in denen schwarz getrauert wurde, denn die Mode bewegt sich nun einmal mit Vorliebe in Gegensätzen. Besonders am Hofe Louis XIV., des Sonnenkönigs, konnte man sich darin gar nicht genug tun. Unter dem Einflusse der Rme. Maintenon wurden damals zuerst die Trauerkleider schwarz ausgedrückt, die Möbel schwarz drapiert, die Wagen, die Karossen, ja selbst die Pferdegeschirre mit schwarzem Floren umhüllt, und selbst bei Tisch benutzte man Messer mit schwarzen Ebenholzgriffen. Diese „große Trauer“ war freilich nur denen vom Adel vorbehalten. Die Bürgerinnen durften nur „Grau“ anlegen; daher stammt für die Frauen von niederem Range die Bezeichnung Grisettes.

Zeitweilig wurden auch die beiden gegensätzlichen Farben miteinander vermischt. Dann trauerte man Schwarz-Weiß. So nahmen die Bürgerfrauen im Mittelalter die dunkle Tracht der Nonnen mit ihren das Gesicht fast ganz verhüllenden großen weißen Hauben an, und die Frauen der höheren Stände trugen mit Vorliebe zu ihren

schwarzen Gewändern zum Zeichen der Trauer weißen Pelz oder sie verließen ihr schwarzes Kleid sonst, besonders an den Armen, mit weißen Streifen. Einzelne Bestandteile dieser eigenartigen Tracht, wie das weiße Leberstechgut und das breite, weiße Kinnstück, das sogenannte Vorgebinde, das den unteren Gesichtsteil verdeckte, haben sich noch lange in den ländlichen Kreisen erhalten.

Auch das Trauerkleid der Männer passte sich dieser Gewohnheitsveränderung an. Sie trugen eine schwarze Gugelle, mit einem über die Schultern reichenden Tragen, der in einem langen Zipfel auf den Rücken herabsah. An diese merkwürdige Trauerkleidung erinnern heute noch die eigenartigen Trauermäntelchen, die in Hessen bei Begräbnissen angelegt werden, und die langen, wehenden schwarzen Trauerflore der ostfriesischen Leichenbitter.

Im Mittelalter trauerte man auch eine Zeitlang braun, in Äthiopien trauert man heute noch grau, die alten Ägypter trauerten gelb, ebenso die Kelten; noch heute trägt daher in einigen Gegenden der Bretagne das weibliche Trauergefolge gelbe Hauben. Die Chinesen trauern blau und schreiben während der Trauerzeit blaue Briefe, die sie auch blau siegeln. Alle diese scheinbar willkürlichen Trauerfarben lassen sich bei einigem guten Willen sinnfölig deuten. Blau ist die Farbe der Ferne, gelb und braun die der fallenden Blätter im Herbst, grau ist die Farbe der Erde und der Asche. „Zu Erde sollst du werden, von der du genommen bist . . .“

Auch alle anderen leuchtenden und lachenden Farben waren zu verschiedenen Zeiten, besonders im Zeitalter des farbenbunten, prächtigen Rittertums einmal Mode. Die Jungfrau von Orleans trug z. B., als sie ihren festlichen Einzug in Orleans hielt, ein Kleid aus farneffingrotem Flüsselfuch, und dazu, zum Zeichen der Trauer darüber, daß der Herzog von Orleans in englische Gefangenschaft geraten war, einen Ueberwurf von „verlorenem Grün“. Gerade dem Grün, der Farbe der neuverjüngten, lebensvollen Natur erwartete man in diesem Zusammenhang kaum zu begegnen. Ebenso verwunderlicherweise trauert der englische Hof heute noch hochrot. Auch in Frankreich bestimmte schon König Louis XI. bei seinem Regierungsantritt die Farbe der Trauer um seinen Vater Scharlachrot, während Louis XV. im Jahre 1726 — und nach ihm Napoleon I., nachdem inzwischen wieder einmal Weiß Mode geworden war — das Violett zur allgemeinen offiziellen Trauerfarbe machte. Wahrscheinlich machten sich bei den letzteren Entscheidungen kirchliche Einflüsse geltend, denn die katholische Kirche verwendet bekanntlich zum Zeichen der Trauer außer der schwarzen Farbe ebenfalls das Violett. Mit violetten Läufern werden bekanntlich zu Beginn der Fastenzeit, die der Leidenswoche vorangeht, die Altäre in den Kirchen verhängt, und im Konklave tragen die Kardinale zum Zeichen der Trauer um den verstorbenen Papst statt des roten einen violetten Ueberwurf.

In der gegenwärtigen ernsten und schweren Zeit haben alle diese Modeströme weniger Wichtigkeit als je. Vielleicht daß und der große Krieg mit seiner reinigenden, läuternden Kraft für unsere Trauer eine neue Anschauung und neue Formen gibt. . . .

Kleines Feuilleton.

Der Schöpfung Meisterstück.

Das Haager Blatt „Vaderland“ veröffentlicht ein Gedicht, das sämtlichen Abgeordneten der holländischen Kammern von der Vereinigung für Frauenwahlrecht zugesandt wurde:

Gott schuf die Welt in wenig Tagen, zuletzt ein Männerexemplar. Daß Gott schon müd nach diesen Plagen, bewies er damit sonnenklar.

Und als er alles dann behaucht, da fehlte dies, mißgähte das . . . Es war der Mann, vor dem ihm graute, eine e i n z i g e Rippe taugte was.

Die wurde ihm noch abgenommen, und noch viel Mühen und Bedacht ist endlich dann das Weib gekommen, zwar spät, doch mit Verstand gemacht!

Darum ist sie für Männer, Vurschen das Ideal im irdischen Glas. — Der Mann war nur die Probearbeit, sie ist der Schöpfung Meisterstück!

Die Leistung der Kriegsgefangenen.

Nach einer Darstellung von „Kuhloje Sowa“ wird in Rußland jetzt gar nicht mehr über den Wert der Gefangenearbeit gestritten. Sie be-

währt sich durchweg auf der ganzen Linie, selbst auf den Steppenwirtschaften, wo man anfangs gar keine Kriegsgefangenen zur Arbeit nehmen wollte. Jetzt wird überall zugegeben, daß die Oesterreicher und die Deutschen mehr oder weniger vom Geiste ihrer Gefangenen und systematischen Arbeit und von ihrem Ordnungssinn in das russische Volk hineintragen. Unterer kommt allerdings der unredliche Mann an den unrechten Platz, aber seine Kultur setzt sich trotzdem zum Nutzen des Arbeitgebers durch. In russischen Gärtnereien brachten Kriegsgefangene wunder-volle Blumen und prächtige Gemüse zur Blüte durch eine fundige und äußerst sorgfältige Pflege. Ein Barbier, der sich auf einem ländlichen Gehöfte gar nicht einarbeiten vermochte, kam auf den Gedanken, die vernachlässigten Viehställe zu reinigen, schuf eine ungekannte Ordnung und Sauberkeit in der Wirtschaft und sorgte so dann noch für eine angemessene Verwendung kostbarer Dünger. An mehreren Orten ist österreichischen bzw. scheidischen Kriegsgefangenen die Bildung von Musikkapellen zu danken, die jetzt in Dörfern freudig begrüßt werden. Ueberdies lernen die Bauern von den Kriegsgefangenen, die bei ihnen arbeiten, manch wertvolle Dinge, z. B. wie man besser drechseln, das Korn bergen, das Vieh füttern, das Geflügel füttern kann usw. Es kommen auch nicht selten Fälle vor, da die Bauern von den Kriegsgefangenen in Geschichte und Geographie und in anderen Elementarwissenschaften unterrichtet werden.

Franzmann.

Das Wort Franzmann, das unsere Feldgrauen so gerne gebrauchen, und zwar ohne jede häßliche Nebenbedeutung, könnte den Anschein erwecken, als sei es neueren Ursprungs. Und doch reicht es schon weit zurück, wie in der „Nöln. Volksg.“ festgestellt wird. Als der französische König Heinrich II. im Jahre 1552 durch Verrat in Metz eingezogen war, dachte er ebenso Straßburg zu nehmen. Aber die Straßburger waren auf ihrer Hut und verteidigten dem König den Einzug in ihre Stadt, ausgenommen, wenn er vierzig Edelknechte mit sich führe. Darauf ließ sich Heinrich nicht ein. Sein Oberbefehlshaber, der Herzog von Montmorency, versuchte es nun auf andere Weise. Er bat um die Erlaubnis, daß wenigstens die Gesandten des Papstes und der Städte Venedig, Florenz und Ferrara die Stadt Straßburg besichtigen dürften, und erhielt sie auch. Als aber die Straßburger merkten, daß sich so nebenbei auch noch viele Edelleute und zweihundert Soldaten einschmuggeln wollten, richteten sie die Kanonen auf die bewaffneten Begleiter und töteten deren zehn oder zwölf, die anderen entkamen. Ein Abgesandter Montmorencys erhob deshalb Beschwerde bei den Behörden der Stadt. Allein diese antworteten: „Die Bürger von Metz, die doch französisch reden, haben sich überreden lassen. Diejenigen aber, die nur deutsch sprechen, wollen sich von den Franzmännern (Frauschimannern) nicht über's Ohr haufen lassen.“ So berichtet der zeitgenössische Franzose de Vieilleville in seinen Memoiren; er fügt dem Worte die Bemerkung hinzu, daß die Straßburger mit diesem Namen die Franzosen belegten.

Notizen.

— Theaterchronik. Da der Andrang zu der Partisai-Vorstellung im Deutschen Opernhaus am Totensonntag überaus groß geworden ist, wird die Vorstellung am Montag und Dienstag wiederholt.

— Totenfeier für Müller-Oper. Der Musikantenbund veranstaltet am Totensonntag, abends 7 Uhr, im Choralion-Saal, Vellebuestr. 4, eine Totenfeier für seinen verstorbenen Bundesvorsitzenden Dr. Müller-Oper.

— Ein vorbildlicher Preisträger. Romain Rolland, dem der Nobelpreis für 1915 zugefallen ist, will die Gesamtsomme des Preisgeldes der Menschheit zuwenden. Er hat damit den Sinn der Stiftung richtig erfasst: Nobel wollte selbstverständlich nicht einzelne (meist so schon begüterte) Aorpyphäen der Wissenschaft und Kunst individuell bereichern, sondern ihnen Mittel zur Verfügung stellen, um im Dienste der Allgemeinheit Nützliches zu leisten.

— Der letzte europäische Jungfuh. Die letzte Volkszählung im zarischen Reich hat einen Bevölkerungsstand von 178 378 800 Einwohnern ergeben. Man berechnet in allen Gouvernements einschließlich Finnland auf 100 Männer 99 ½ Frau, so daß in Rußland tatsächlich der Mann auch im rechnerischen Sinne des Wortes von seiner „Hälfte“ sprechen kann; nur in den Provinzen Zentralasiens ist das Verhältnis für die Frauen noch günstiger. Hier kommen auf 100 Männer gar nur 87 Frauen. Die behördliche Klassifizierung der zahlreichen Wilderassen Rußlands ergibt manch interessante Einzelheit. So erfährt man aus dieser Aufstellung, daß die Jungfuh, deren Zahl man überhaupt nur auf 60- bis 70 000 schätzt, in Europa nur noch durch ein einziges Exemplar vertreten sind.

Ums Menschentum.

Ein Schiller-Roman von Walter von Molo.

„Hoben! Wie kannst du das fressen, was man dir in den Kot schmeißt?“ Fröh Schiller maß den Freund; seine Lippen wurden schmal und hochmütig. „Sie sind gut und knusperig.“ kam die schmahende Antwort. „Probier!“

Arglos hielt ihm Hoben ein Stück des Gebädes hin. Mit wilder Mut hieb Fröh Schiller von oben auf seines Kameraden Hand hernieder. „Ausweich!“ schrie der und die Waffel rollte in den Schmutz. Als sich Hoben die schmerzende Hand rieb, auf der der heftige Schlag rot brannte, sah er, daß Fröh Schiller hochaufgerichtet schon weit in der Straße schritt. Wie Scham und Schuldbewußtsein überkam's ihn; er lief dem Freunde nach.

Aus dem Schloßhof drang Trommelwirbel. Die Portegassen-(Sänften) träger rannten auf der schnurgeraden Straße, was sie nur laufen konnten. Man durfte nicht zu spät zum herzoglichen lover (Vorgenaufwartung) kommen.

Eine Turmuhr schlug gemessene Schläge in die stille Luft. Fröh Schiller bekam rote Flecke auf den Wangen. Er begann mit einem Male weit auszusprechen. „Du, Fröh,“ sagte er hastig und unsrei, während sein Blick stach, „sag nichts daheim, daß ich mich mit in Reichenbach gepreßigt hab.“ Immer schneller wurden seine mageren Beine; am Ende trabten die beiden Freunde ein Stück.

In der Flur des Cottaschen Hauses, in dem die Familien Schiller und Hoben wohnten, trafen sie Phinele.

„Du!“ sagte Fröh Schiller und fing sie unruhig beim Popsband, „sicht der Vater schon zu Haus?“

„Ja.“

Wenn dir die Dubovka Reichenbach erzählt, daß ich ihren Bruder gefänselt hätte, so sag's nicht vor dem Papa; der Mutter kannst du's allein sagen.“ Eilig schluckend, schlich er auf den Zehenstippen zur Tür. Aufrecht und stramm schritt Hoben in seiner Eltern Heim.

Gottlob! die Mutter sah allein.

Frau Dorothea befeuerte „Kittleins“ für das Jüngste aus, das unermülich in der Nebenstammer schrie. Sie sah auf und legte hastig das Stückzeug zur Seite. Fröh Schiller um-

schlang sie, sie küßte ihn auf die Stirn. „Du,“ sagte sie leise und sah ihm mild in die Augen. „Vater hat schon z w e i m a l nach dir gefragt! Er ist jetzt in der Druckerei. Nimm dir ein Bäckle und seh' dich her, daß er vermeinet, du repetierest für den Nachmittag.“ Fröh Schillers Kopf sank auf die Brust; die Mutter streichelte ihn und wollte ihn aufrichten. „Heut' Mittag gib's Leberpätzle mit Sauerkraut. Kreuzest dich? — Nächste Woch' geh' ich nach Marbach zu den Großeltern.“

„Nimm mich und 's Phinele mit!“

„Dast' sie gern, meine Eltern?“ fragte sie weich. „Ja, Mutter, das sind arme, verlaufene Menschen, denen man helfen muß.“

Sie machte sich hastig los und griff nach der Nadel. „Seh' dich,“ bedeutete sie und winkte mit den Augen; sie stach schnell in die Leinwand, „der Vater kommt!“ Sie zeigte, mit dem Kopfe mahnend, zur Tür.

Vater Schiller trug einen langen Vogen bedruckten Löschpapieres in der Hand.

Ein stolzes, zufriedenes Lächeln thronte auf seinem energischen Antlit. Er tat einen verlorenen Blick durchs Zimmer. „Kommt Er her, Fröh,“ sagte er mild, fast feierlich, „und auch du, Dorothea!“

Fröh studierte, ehe er aufstand, noch schnell eine Zeile zuende. Mechanisch taten die Lippen, aus repetierten sie.

Phinele, die von ungefähr aus der Küche für kam, verstopfte eilig unter der Schürze die Papierpuppen, die sie eben fürs Puppenspiel ausgeschritten hatte und trat, ohne Einladung, näher.

„Heut' ist ein großer Tag vor mich!“ Vater Schiller hob den Papierbogen und nickte. „Das ist nämlich ein Korrekturen-Vogen vor mein Werk. Den muß ich also korrigieren für Herrn Cotta. Ich halt' in meinem Werk — müßt ihr wissen! — der bürgerlichen Fahrlässigkeit die Bromptitude (Schnelligkeit und Ausdauer) und Perseverance (Besehle) entgegen, mit welcher im Militärstand die Exekution des ordres (Befehle) betrieben wird. Was ist in der mondo (Welt) zu Brüssel, London und anderswo gesehen und auch was ich durch die Fatiguen (Beschwerlichkeiten) des Herrn Rodweih gelernt hab', tu' ich zu Nutzen der Nation allhier publizieren. Ueber die fückwürdigen jüdischen Budevereien, so sich vom gebentken Jud'n Süß Oppenheimer herleiten, über die Räuber- und Zigeuner-Unsicherheit im Land, sowie die Anferziehung der jeunesse

(Jugend) zu energischem Handeln, an welcher es bei uns noch sehr fehlet, hab' ich mich bemüht, allgemeine Regeln und Grundsätze aufzustellen, die nur einzig Wert haben. Gehet die Gemeinamkeit vorwärts, gehet man es selber auch!“

„Der Vater hat also wirklich ein Bäckle geschriebe?“ fragte Fröh Schiller mit ehrfurchtsvollen Augen die Mutter, „ein wirklich' und wahrhaftiges Bäckle?“

„Ja, Fröh, du hast einen geschleiten Papa!“

Wichtig und dröhnend schritt Kaspar Schiller durch die Stube und ließ sich breit und schwer auf den Sessel fallen, daß es krachte. Mit selbstgefälligem Begreifen empfand er, daß die Kinder ihm von der einen Seite, Frau Dorothea von der andern Seite, ehrfurchtsvoll über die Schulter blickten. Mit der Gänsefeder rührte er den diaken Zintensaft. Im Nebenzimmer lallte des Schillerschen Familienbaumes jüngster Trieb.

„Oekonomische Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes,“ las Kaspar Schiller laut und auf die Wirkung laufend vor. Hochachtungsvolles Schweigen der Ehrerbietung folgte. „Aufgesetzt von einem herzoglichen Offizier.“ Er laohle. „Da wird sich das Publikum den Kopf zerbrechen, wer das mag sein. Das hab' ich kein gemachet! Kengierde unterstützt die Nachfrage, so erfahret der Herzog davon und siehet, was vor einen Mann er im Besitze hat. — Wisset ihr!“ wendete er sich gnädig belehrend um, „wenn nun eine Letter schieß geraten oder falsch gegriffen ist, so vermerk' ich das am Rande und die samuli (Segler) müssen's reparieren. Eh bien,“ er sah plötzlich seinen Fröh an, „der Herr Faktor saget mir, daß zwei Malefizzungen, so er namentlich kennet, ihm die Druckerwürfen mit Sand gefüllt hätten. Davon kommen die braunen Wischer auf der Revision.“ Drohend schlug er das Papier. „So Er den Hoben, Seinen Sozins trifft, kann Er ihm sagen, er hält schon eine davor bekommen!“ Trefflicher sah die Kaufschelle über Nase und Aug. „Hino illas lacrymas!“ donnerte der lateinische Lieblingsatz an falscher Stelle.

Die Mutter fing heimlich ihres Kindes Hand und drückte sie. Doch Fröh Schiller wich heute festig der teuern Viehlofung aus, und seine Augen konnten nicht los vom bedruckten Papier, das seines Vaters Name in die Welt trug. Wie Gier stand es im heiserregten Knabenantlit und die Wangen glühten. Eine Stunde grub sich für's Leben ein.

(Fortf. folgt.)

